

(Nachdruck verboten.)

8]

Das Geld.

Roman von Emile Zola.

Bis zum Börsenschluß blieb Saccard hartnäckig und drohend auf seinem Beobachtungsposten stehen. Er sah, wie die Säulenhalle sich leerte, wie die Stufen mit der langsam weggehenden, abgehetzten und ermatteten Schar sich allmählich bedeckten. Um ihn herum dauerte das Gewoge auf dem Pflaster und den Gehwegen fort; ununterbrochen fluteten die Menschen hin und her, die ewig auszubeutende Menge, die Aktionäre von morgen, die an diesem großen Hazardspiel der Spekulation nicht vorübergehen konnten, ohne umzubilden, in sehnsuchtsvoller Scheu vor dem, was hier vorging, vor dem Geheimwesen der Finanzoperationen, das für französische Köpfe um so verlockender ist, als nur wenige in dasselbe eindringen.

II.

Als nach seiner letzten heillosen Affaire mit den Bauplägen Saccard sein Hotel am Park Monceau verlassen und seinen Gläubigern preisgeben mußte, um eine noch größere Katastrophe abzuwenden, da war sein erster Gedanke gewesen, sich zu seinem Sohne Maxime zu flüchten. Seit dem Tode seiner Frau, die in einem kleinen Kirchhof der Lombardei ruhte, bewohnte Maxime allein ein Haus in der Avenue der Kaiserin und hatte daselbst sein Leben mit wohlüberlegter und hartherziger Selbstsucht eingerichtet. Dort verzehrte er ohne jede Ausschreitung das Vermögen der Toten. Mundweg schlug er seinem Vater die Bitte ab, ihn bei sich aufzunehmen, damit zwischen beiden das gute Einvernehmen nicht gestört werde, wie er mit seiner lächelnden und verständigen Miene erklarte.

Seitdem dachte Saccard an einen andren Zufluchtsort. Schon wollte er sich in Passy ein Häuschen mieten, ein bürgerliches Ruheplätzchen wie für einen früheren Kaufmann, als er sich erinnerte, daß im Hotel Orviedo in der Straße Saint-Lazare Erdgeschoß und erster Stock immer noch unvernietet wären, wie aus den geschlossenen Thüren und Fenstern zu schließen war. Die Fürstin von Orviedo bewohnte seit dem Tode ihres Gemahls drei Zimmer im zweiten Stock und hatte nicht einmal ein Täfelchen über das Hauptthor hängen lassen, an dem das Gras schon emporwuchs. Eine niedrige Thür führte am andren Ende der Fassade durch eine Seitentreppe zum zweiten Stock hinauf. Oft hatte er bei seinen geschäftlichen Besuchen im Hause der Fürstin sich verwundert über die Lässigkeit ausgesprochen, mit welcher diese das Haus gehörig auszunutzen verabsäumte. Sie aber schüttelte den Kopf; in Geldsachen hatte sie eigne Ansichten. Indessen, als er sich selbst als Mieter anbot, schlug sie sofort ein und überließ ihm zum Spottpreis von zehntausend Frank jährlich die fürstlich eingerichteten beiden Stockwerke, die sicherlich das Doppelte wert waren.

Man erinnerte sich noch in Paris des unerhörten Aufwandes des Fürsten von Orviedo. Zu der ersten Fieberaufregung über sein unermeßliches, durch Börsenspiel erworbenes Vermögen war er aus Spanien inmitten eines Regens von Millionen in Paris eingetroffen; dann hatte er dieses Haus angekauft und herrichten lassen, in Erwartung des erträumten Palastes von Gold und Marmor, mit dem er die Welt in Erstamen sehen wollte. Das Anwesen war eines jener Lusthäuser, wie sie im vorigen Jahrhundert von adligen Lebemännern inmitten weit ausgedehnter Gärten errichtet wurden; inzwischen zum Teil niedergedrückt und in engeren Raumverhältnissen wieder aufgebaut, hatte es vom ehemaligen Park nichts als einen breiten, von Ställen und Remisen umgebenen Hof behalten, der infolge der geplanten Kardinal-Fesch-Straße sicherem Untergange geweiht war. Der Fürst hatte das Haus aus der Erbschaft eines Fräuleins von Saint-Germain erworben, dessen Anwesen ehemals bis zur Rue des Trois-Frères sich ausdehnte, der früheren Verlängerung der Rue Laitbout. Der Eingang von der Rue Saint-Lazare war geblieben, neben einem langen Bau aus gleicher Zeit, der früheren Folie-Beauvilliers, die infolge eines langsamen Vermögensverlustes noch von der Familie Beauvilliers bewohnt war. Diese besaß noch ein Stückchen prachtvollen

Gartens mit alchirurgischen Bäumen, die ebenfalls beim bevorstehenden Umbau des ganzen Stadtviertels verschwinden sollten.

Trotz des erlittenen Krachs zog Saccard einen ganzen Schwarm von Dienerschaft nach sich, die Trümmer seines allzu zahlreichen Dienstpersonals, einen Kammerdiener, einen Küchenchef mit seiner Frau, die als Weißzeugbeschließerin diente, eine andre Frau, die ohne bestimmten Zweck dageblieben war, einen Kutscher und zwei Stallknechte. Ställe und Remisen füllte er an, steckte zwei Pferde und drei Wagen hinein und richtete im Erdgeschoß ein Wohnzimmer für die Dienerschaft ein. Dieser Mann hatte tatsächlich keine fünf-hundert Franken in der Kasse, lebte aber auf dem Fuße von jährlich zwei- bis dreimalhunderttausend.

So brachte er es denn auch fertig, die großen Gemächer des ersten Stocks mit seiner Person auszufüllen, drei Salons, fünf Schlafzimmer, dazu noch den ungeheuren Speisesaal, in dem eine Tafel mit fünfzig Bedienen Platz hatte. Von hier ging früher eine Thüre auf die innere Treppe und führte zum zweiten Stockwerk in einen andern kleineren Speisesaal. Die Fürstin, die unlängst diesen zweiten Teil des Stocks an einen ledigen Ingenieur Namens Hamelin vermietet hatte, der mit seiner Schwester lebte, hatte einfach diese Thüre mit zwei starken Schrauben versperrt. So teilte sie mit diesem Mieter die frühere Dienerschaftstreppe, während Saccard die alleinige Benützung der großen Treppe hatte.

Einige Zimmer stattete dieser teilweise mit den Trümmern der Park Monceau-Wohnung aus; die andren ließ er leerstehen. Trotzdem gelang es ihm, diese lange Reihe trauriger und nackter Mauern neu zu beleben, von denen eine eigensinnige Hand bereits am Tage nach dem Tode des Fürsten die allerletzten Tapetenstücke gerissen zu haben schien. Hier begann er nun aufs neue seinen Traum von einem großen Vermögen.

Die Fürstin von Orviedo war damals eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten in Paris. Vor fünfzehn Jahren hatte sie sich dazu verstanden, den Fürsten, den sie nicht liebte, zu heiraten, um einen ausdrücklichen Befehl ihrer Mutter, der Herzogin von Combeville zu gehorchen. Damals besaß das zwanzigjährige Mädchen einen großen Ruf von Schönheit und Tugend; obwohl sehr fromm und etwas zu ernst, liebte sie das gesellschaftliche Leben mit Leidenschaft. Sie wußte nichts von den merkwürdigen Geschichten, die über den Fürsten umliefen, vom Ursprung seines auf dreihundert Millionen geschätzten Vermögens, noch von seinem Leben voll schauderhafter Raubereien. Nicht am Waldrand und mit bewaffnetem Arme, wie die alten Raubritter alter Zeiten, hatte der Fürst seine Diebereien verübt, sondern als korrekter Dieb der Neuzeit, in der hellen Mittagssonne der Börse die Taschen armer, leichtgläubiger Menschen unter Zusammensturz und Mord ausgeraubt. Drüben in Spanien und hier in Frankreich hatte der Fürst bei allen großen, sprichwörtlich gewordenen Gamereien sich den Löwenanteil geholt.

Obgleich die Fürstin nichts davon ahnte, daß diese vielen Millionen in Rot und Blut aufgesehen waren, hatte sie von vorn herein einen Widerwillen für ihn empfunden, gegen welchen ihre Frömmigkeit ohnmächtig bleiben sollte; bald hatte sich zu dieser Abneigung ein dumpfer Groll gesellt, weil sie aus dieser aufgezwungenen Heirat kein Kind bekam. Mütterliche Liebe hätte ihr genügt, denn sie schwärmte für Kinder. So aber gelangte sie zu förmlichem Haß gegen diesen Mann, der, nachdem er die Liebende entmiltigt, nicht einmal die Mutter in ihr befriedigen konnte.

Um diese Zeit hatte sich die Fürstin in einen unerhörten Lurus gestürzt, Paris mit dem Glanz ihrer Festlichkeiten geblendet und einen Brunt entfaltet, auf welchen die Tuilerien neidisch waren. Plötzlich, am Tage nach dem Tode des Fürsten, der von einem Schlaganfall niedergestreckt ward, war das Hotel der Rue Saint-Lazare in tiefe Stille und völlige Nacht versunken. Kein Licht, kein Geräusch mehr; Thüren und Fenster blieben geschlossen, und es verbreitete sich das Gerücht, die Fürstin habe mit heftiger Raschheit Erdgeschoß und ersten Stock verlassen und sich wie eine Einsiedlerin in drei kleine Gemächer des zweiten Stockes mit einer früheren Kammerfrau ihrer Mutter zurückgezogen, der alten Sophie, von welcher sie aufgezogen worden war. Als sie wieder zum

Vorschein kam, trug die Fürstin ein schlichtes, schwarzes Wollkleid und hatte das Haar durch ein Spitzenjuch verdeckt. Sie war immer noch nett und rüchlich mit ihrer schwarzen Stirn und ihrem hübschen, vollen Gesicht, mit den Perlfähnen zwischen den festgeschlossenen Lippen; aber ihre Gesichtsfarbe war bereits gelb und ihr Gesicht stumm und verschlossen, wie durch lange Klostereinsamkeit erstarrt. Erst dreißig Jahre alt, hatte sie seitdem nur für Werke der Mildthätigkeit gelebt.

Groß war die Ueberraschung in Paris, und es gingen allerlei merkwürdige Geschichten um. Die Fürstin hatte das gesamte Vermögen geerbt, die berühmten dreihundert Millionen, mit denen selbst die Zeitungen sich beschäftigten. Die Lesart, die sich schließlich einbürgerte, war eine romantische. Ein Mann, ein schwarz gekleideter Unbekannter — so erzählte man — war eines Abends, als die Fürstin zu Bett wollte, mit einem Male in ihrem Zimmer aufgetaucht, ohne daß sie jemals begriffen hätte, durch welche geheime Thür er Eingang gefunden hatte. Was dieser Mann zu ihr gesagt hatte, das wußte niemand auf der Welt; aber er hatte ihr wahrscheinlich den furchtbaren Ursprung der dreihundert Millionen enthüllt und vielleicht von ihr den Schwur gefordert, das viele Ungemach wieder gut zu machen, wenn sie schrecklichen Unglücksschlägen entgehen wollte. Dann war der Mann verschwunden.

Seit fünf Jahren war sie nun Witwe, und — geschah es wirklich, um einem Befehl aus dem Jenferais zu gehorchen, oder hatte sich vielmehr ihr redlicher Sinn empört, als sie die Akten über ihr Vermögen in Händen hatte? — Tatsache blieb, daß sie nur noch in einer Fieberglut von Enttäuschung und Vergeltung lebte. Bei dieser Frau, die niemals geliebt hatte und die nicht hatte Mutter sein können, entfaltete sich der ganze Schatz zurückgedrängter Liebe, vor allem die vergebliche Liebe zu einem Kind, zu üppigen Blüten, zu einer wahren Leidenschaft für die Armen, die Schwachen, die Enterbten, die Leidenden, deren gestohlene Millionen sie in Verwahr zu haben glaubte und denen sie dieselben in königlicher Freigebigkeit, in einem Regen von Almosen zurückzuerstatten schenkte.

Von nun ab bemächtigte sich ihrer eine fixe Idee und bohrte sich tief in ihren Geist ein. Sie betrachtete sich nur noch als einen Bankier, bei welchem die Armen dreihundert Millionen niedergelegt hätten, damit sie zu ihrem Besten möglichst vorteilhaft verwendet würden; sie war von da ab nur noch ein Buchhalter, ein Geschäftsführer, und lebte in Zahlen, inmitten einer Zahl von Anwälten, Baumeistern und Arbeitern.

Außerhalb hatte die Fürstin große Geschäftsräume mit etwa zwanzig Angestellten eingerichtet. Bei ihr zu Hause, in ihren drei engen Zimmern, empfing sie nur vier oder fünf Vermittler, ihre Adjutanten. Dort brachte sie ihre Tage am Schreibtisch zu, wie der Leiter großer Unternehmungen, in löstlicher Abgeschlossenheit, fern von den Zubringlichen, unter einem hoch angeschwollenen Haufen von Papieren. Ihr Traum ging dahin, jegliches Weh zu mildern, von dem Kinde an, das über sein Dasein Schmerz empfindet, bis zum Greise, der nicht ohne Schmerzen sterben kann. Während der letzten fünf Jahre hatte sie das Geld mit vollen Händen hinausgeworfen. In La Villette hatte sie die „Marien-Krippe“ gegründet, mit weißen Wegen für die Kleinen, mit blauen Betten für die Großen, eine großartige, lustige Anstalt, die schon von dreihundert Kindern besucht war; ferner im Vorort Saint-Mandé eine Waisenanstalt „Zum heiligen Joseph“, in welcher hundert Knaben und hundert Mädchen eine Erziehung und Ausbildung erhielten, wie man sie in Bürgerfamilien bekommt; schließlich in Châtillon ein Pffindnerhaus für Greise, in welchem fünfzig Männer und fünfzig Frauen Aufnahme finden konnten, sowie ein Spital mit zweihundert Betten in der Vorstadt Saint-Marceau. Letztere Anstalt war eben erst eröffnet worden. Aber ihr Lieblingswerk, dasjenige, welches in diesem Augenblick ihr ganzes Herz in Anspruch nahm, das war ein „Heim der Arbeit“, ihre ureigene Schöpfung, ein Heim, welches die Zwangserziehungs-Anstalt ersetzen sollte, und in welchem dreihundert Kinder, je hundertundfünfzig Mädchen und hundertundfünfzig Knaben, die auf dem Pariser Pflaster von der Niederlichkeit, vom Verbrechen hinweg aufgelesen waren, durch liebevolle Pflege und Erlernen eines Handwerks zu guten Menschen heranwachsen sollten.

Außer diesen verschiedenen Gründungen hatten bedeutende Geldpenden, eine tolle Verschwendung im Wohlthun binnen fünf Jahren fast hundert Millionen aufgezehrt; noch einige Jahre so weiter, dann war die Fürstin ganz verarmt,

ohne sich selbst die kleine Meute gesichert zu haben, die für Brot und Milch, ihre jetzige Nahrung, notwendig war. Wenn ihre alte Magd Sophie aus ihrem beständigen Schweigen heraustrat und mit rauhen Worten scheltend weisagte, sie werde noch als Bettlerin sterben, dann antwortete die Fürstin mit einem schmerzlichen Lächeln, dem einzigen, welches hinfort auf ihren farblosen Lippen erschien, einem Lächeln voll gottseliger Hoffnung.

(Fortsetzung folgt.)

„Louise“ von Charpentier.

In der Geschichte des musikalischen Dramas hat die sogenannte Emanzipation der Massen vielleicht noch mehr Bedeutung gewonnen als in der Geschichte des Sprechdramas. Aubert's Stimme von Pasticci wird hier an erster Stelle genannt; ihre Aufführung zu Brüssel 1830 wirkte geradezu als ein Haupttrieb des Aufstandes, der zur Unabhängigkeit Belgiens führte. Seither hat die Oper vieles in ihr Bereich gezogen und an musikalischer Durchbildung der Chöre nichts fehlen lassen, ist auch tiefer ins wirkliche Leben gestiegen als bloß zu verliebten und verschäfernten Fürsten. Mein immer noch bleibt doch das Solo, die Aussprache der einzelnen Person, mag diese noch so typisch gefaßt sein, ihre Hauptsache. Namentlich in Deutschland: hier hat Richard Wagner nicht nur durch ein Zurückgehen auf ideale Fiktionen, sondern auch erst recht durch eine Konzentration auf den Sologefang gewirkt. Ob für eine Emanzipation dessen, was da noch zu emanzipieren ist, Deutschland den richtigen Boden bildet? Man mag es bezweifeln nicht nur wegen der uns eignen Unmündigkeit weiter Kreise, sondern auch noch aus einem andren Grunde. Bei uns hat der Künstler wenig Fühlung mit dem Volksganzen, und dieses wenig Fühlung mit der Kunst. Eine Hauptschuld daran trägt die unheilvolle Betrachtung der Kunst vom stillosen Standpunkt aus, dem sie ja niemals widersprechen kann, so wenig wie etwa die rote Farbe und ein Viereck einander widersprechen können. Man erlaubt uns nicht das Schauen um des Schauens, das Phantasieren um des Phantasierens willen; immer muß gleich die Moral oder die Polizei dabei sein. Damit mag es auch zusammenhängen, daß wir, zumal im Norden, keine rechte Bohème haben und mit dem künstlichen Nachahren ihrer Aeußerungsweisen, mit dem Ueberbreit, uns nur lächerlich gemacht haben. In Paris hat nicht nur, wie wir hören, die Bohème den Pariser dazu erzogen, Kunst als Kunst zu nehmen, sondern sie war eben auch möglich, weil ihr ein altheimisches artistisches Fühlen entgegenkam.

Den Ausdruck, den ihr der Dichter Mürger mit seinem „Zigeunerleben“ gegeben, hat Puccini in seiner „Bohème“ neu gefaßt. Wir hatten ja mit dieser Oper bereits im Vorjahre zu thun gehabt. Auch hier mehr die einzelnen Figuren, als Masse und Strafe! Ein musikalisches Bühnenwerk aber, das nicht bloß Bilder und Einzelfiguren aus dem Bohémeeben bringt, das ganz und gar den Gesamtcharakter dieses Lebens vorführt, seine Lokalfärbung, sein Atmen und Rufen, sein Zusammenhalten und Auseinandergehen, das kann, wenn gut gemacht, ein Lieblingsstück des Volkes werden. Das wird wahrscheinlich Charpentiers neue Oper „Paris“ werden. Und das ist vorläufig mit Recht und Unrecht der „Rusitroman“ „Louise“, Dichtung und Musik von Gustav Charpentier, geworden. Seit der Premiere in der Opéra comique zu Paris, 2. Februar 1900, die einer der gewaltigsten Opernerfolge überhaupt war, ist der Dichtermusiker ein Liebling des großen und zumal des kleinen Paris, aber auch des Auslandes geworden, in so hohem Maße, daß den „Louise“-Aufführungen auf verschiedenen deutschen Opernbühnen unser Opernhaus schon vor Jahresfrist nachfolgen wollte und merkwürdigerweise sein Versprechen bereits jetzt eingelöst hat. Vorgestern (Mittwoch) fand hier die erste Berliner Aufführung statt, mit dem in solchen Fällen üblichen Erfolg, d. h. einem, der vor andren kaum viel anders gewesen wäre, nur daß ein Bemühen um noch mehr Erfolg deutlich zu merken war.

Die Handlung des Stückes? Es muß nicht immer gehandelt sein. Weltgeschichte und Dramenstoff, zumal Romanstoff, können nicht nur aus Begebenheiten, sondern auch aus Zuständen und Dispositionen bestehen. Daß Louise, die Arbeiterochter, ihrer zantenden Mutter und ihrem entgegengerichteten Vater entflieht, um sich mit dem Künstler Julien zu vereinigen; daß sie von der begeisterten Bohème-Menge zur Muse des Montmartre, des Stadtviertels der Künstler, gekrönt wird; daß die Mutter sie zum kranken Vater nach Hause ruft, und daß sie schließlich doch wieder zur Freiheit zurückkehrt: das ist zusammengenommen lange nicht so wichtig und wertvoll, wie die berühmten „Muse von Paris“, die recitativen Anpreisungen der Straßenhändler, nicht so wichtig und wertvoll wie die reich verkreuteten und noch reicher wiederholten Begeisterungs- und Bechlagelithemen der Bohémiens, und ist — offen gesagt — recht sehr sentimental. Ja, überhaupt: Charpentiers Stück ist ein Meisterwerk, und die Bohème hat er als Dichter und als Komponist von Einzelheiten wirklich in leuchtender Anschaulichkeit vor uns gezaubert. Nur das Ganze kann uns weder durch seinen dichterischen Stern noch durch die Grundzüge seiner Musik als ein wirkliches Darstellen der Bohème, ja selbst nur überhaupt einer eigenartigen Welt, erscheinen. Nein: das ist ein herrliches Geschenk für sie, aber nicht von ihr; das ist ein Liedwerk, das nicht schwer zu etwas von Zigeunertum weit, weit Entferntem umgewandelt werden und in

irgend einem philharmonischen Konzert ebenfalls zur Geltung kommen könnte. Um der kunstvollen Motivarbeit willen würde Charpentier nicht der Liebling seines Heimatbodens, des Montmartre, geworden sein. Er ist es vielmehr deshalb geworden, weil er eine gute Musik geschrieben und diesem Boden gewidmet hat, als weil er diesen Boden hat erklingen lassen. Massenaufzüge auf der Bühne thun's an sich noch nicht; und was Louise und Julien einander vorsingen, ist kein komponierter Schwachgesang des internationalen Opernbodens. Als sentimentalen Komponisten von Stimmungsindrücken hat man ihn ja bereits vor seinem Weltruhm gekannt. Nun aber geht er fast ganze Akte lang sogar ins Lamentable und Larmohante und Langweilige. Ueber vier Stunden zieht sich, einschließlich der langen Pausen, die Oper hin; immer und immer wieder schwachten sich die Zuhörer an, und jede Gelegenheit wird benützt, um Rhetorik loszulassen. Paris wird mehr angehimelt, als wir eigentlich von ihm erfahren. Doch sobald die Massenfiguren auftauchen, steigert sich die Kunst des Komponisten zu seiner eigentümlichen Höhe. Das Zueinanderarbeiten der Pariser Aute und Stimmungsäußerungen, zum Teil hineingeflochten in die Liebeslyrik, ist ganz einzig gemacht, das Aufziehen der Festteilnehmer zur Krönung sogar so, wie wir es von Wagner nicht besser denken können. Und dabei immer die vornehme, bescheidene Haltung im Orchester, meist mit einer wohltemperierten Kulisse der Instrumente, nur manchmal wie im Schreien auffahrend. Wäre Charpentier ein berechnender Effektmacher, so würde er wahrscheinlich nicht der Versuchung erliegen sein, im dritten Akt in den tollen Festjubiläum eine grellen Bruch hineinzubringen. Wie in oberbayerischen Volksstücken dann, wann der Schuhplattler am lustigsten tollt, der Intrigant hineinschießt, so sieht hier plötzlich inmitten der Festfreunde die dunke Gestalt der Mutter Konfess. Keine Nachbarn haben mir hoffentlich mein „Pfui Teufel!“ nicht übergenommen. Charpentier hat das anscheinend ganz naiv gemeint, nicht raffiniert, wie Ponchielli ähnliches in der „Gioconda“ gethan hat. Selbst Meyerbeer würde vielleicht diesen Effekt milder ausgeglichen haben. Allein der bescheidene, so gar nicht postierende Mann, der sich uns da nach den letzten Aktschlüssen wiederholt zeigen mußte, hat wahrscheinlich keine Ahnung von Innatur und fällt darum desto unbedenklicher hinein. Und daß er des tiefsten und ehesten künstlerischen Wirkens fähig ist, das zeigt der ganz einzige Schluß des Ganzen, der uns mit allem Bisherigen, mit den unsäglichen Breiten und den manchmal recht sehr verschwindenden Themen verfährt.

Das trug denn auch die Darstellung, war sie gleich nichts Eigenartiges und kaum tiefer vorbereitet, viel Gutes bei. In erster Reihe möchten wir Herrn Hoffmann und Frau Goehe als die Eltern Louises nennen: so schön und zugleich Sprechend hört man nicht bald wieder singen. Fräulein Deitinn hatte in der langen Titelrolle eine um so schwierigeren Riesenaufgabe zu bewältigen, als ihre Stimme nicht ebenso blühend an Schönheit wie gewaltig an dramatischer Kraft ist, und als sie sich erst allmählich „frei singen“ mußte. Im übrigen mühten wir beinahe die ganze Personaliste des Opernhauses abschreiben und charakterisieren, da die meisten ersten Kräfte auf die kleineren Massengestalten verteilt waren. Die Regie Droescher glänzte wieder stark im Großen und schwächer im Kleinen, und die Dirigierung Dr. Muls fand ihre verdiente Anerkennung.

So haben wir denn auch den gefühlvollen Laufen-Roman aus Paris und seine, alles in allem wirklich kunstvolle Rettung durch die Musik glücklich hinter uns und wünschen ihm das Beste. Vielleicht trägt er dazu bei, auch in uns etwas von dem Pariser Weltgut des rein artistischen Fühlens und der Achtung auf die heimische Produktion keimen zu lassen. —

sz.

Kleines feuilleton.

c. Der Sprachschatz des Kindes. Jedes Elternpaar, das die Entwicklung seiner Kinder beobachtet, nimmt mit besonderem Interesse die ersten mühsamen Sprechversuche wahr. So einfach diese ersten Versuche des Kindes, Worte zu bilden, den meisten erscheinen mögen, so erheben sich doch für den Psychologen eine ganze Reihe schwieriger Fragen, die schon zahlreiche Forscher beschäftigt haben. Eine zusammenhängende Darstellung der Sprachentwicklung des Kindes giebt der Züricher Professor E. Meumann in einer kleinen Schrift, die er unter dem Titel „Die Sprache des Kindes“ in den Abhandlungen der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich sieben veröffentlicht hat. In einem besonderen Abschnitt stellt er den eigentlichen Werdegang des Sprechens in Sätzen in den Hauptstadien der Entwicklung dar. Die Satzbildung beginnt beim Kinde, wie jetzt übereinstimmend angenommen wird, mit den sogenannten „Satzwörtern“, d. h. mit einzelnen Wörtern, welche für das Kind die Bedeutung von ganzen Sätzen haben. Die ersten Worte des Kindes bezeichnen nach Meumann nicht einen einzelnen Gegenstand oder Vorgang, sondern sie drücken in der Regel einen Wunsch, ein Begehren oder eine Gemütsstimmung aus, also etwas, was der Erwachsene mit einem Satze bezeichnen würde. Der Physiologe Preher, der an seinem Knaben Axel zahlreiche Beobachtungen angestellt hat, führt an, daß das Wort „tul“ bei seinem Kinde heißen konnte: 1. mein Stuhl fehlt; 2. mein Stuhl ist zerbrochen; 3. ich möchte auf den Stuhl gehoben werden; 4. hier ist mein Stuhl usw. Ein andres Kind sagt „Garten“ und meint damit, „ich möchte in den Garten gehen“; ein Kind sagt „bellt“, wenn es sagen wollte: „der Hund bellt“; „bab“ sollte heißen: „meine Kinderwärterin ist brav“; „mid“

bedeutete: „ich will mitgehen“; „ball“ wird gesagt statt: „ich will mit dem Ball spielen“. Diese Satzörter werden sehr bald verdrängt durch die ersten Anfänge einer wirklichen Satzbildung. Zunächst werden immer zwei oder mehrere Hauptwörter einfach aneinander gereiht ohne jede Verbindung und ohne jede grammatische Flexion. Ein Kind rief im zwölften Monat: „papa, mama“; das sollte eine Erzählung sein und ausdrücken: „Papa brachte mich zur Mama“. Die meisten Anfänge zur Satzbildung treten jedoch erst viel später hervor. Nur in einzelnen Fällen verursachen lebhafteste Affekte des Kindes ein Hervorstehen kurzer Sätze, wie überhaupt die Affektssprache der normalen Entwicklung vielfach weit vorausgreift. Daher sind auch die ersten Sätze vielfach Wunschsätze. Das Kind Steinthal sprach als einen seiner ersten Sätze: „papa hat“ (der Papa hat den Hut aufgesetzt). Preher berichtet als ersten Satz seines Kindes: „heim mimi“ (ich möchte heim gehen und Milch trinken) und bald darauf: „papa mimi“ (Papa hat die Milch verschüttet). Im weiteren Fortschritt werden längere Sätze durch Aneinanderreihen von Worten aufgebaut und steigern sich zuweilen zu ganzen Erzählungen, ohne daß eine Konjugation hervortritt. Ein Kind erzählte im 26. Monat: „fallen tul beim Anna ans“ (Hans ist an das Bein des Stuhles gefallen, auf dem die Anna saß). Oder: „atten beene titten bach eine puff anna“ (Wir waren im Garten, haben Beeren und Kirschchen gegeben, in den Bach Steine geworfen und sind der Anna begegnet). Prehers Axel bildete folgenden merkwürdigen Satz: „mimi atta teppa papa oi“ (Die Milch wurde auf den Teppich geschüttet, Papa sagte pfui!). Um die Ausbildung der einzelnen grammatischen Formen festzustellen, haben sich amerikanische Psychologen bemüht, Vokabularien von Kindern anzulegen, in denen die einzelnen Worte nach Kategorien eingetragen wurden. Carlou Gale überwachte in Gemeinschaft mit seiner Frau seine drei Kinder 2 1/2 Jahre lang täglich und führte genau über ihre Gespräche Protokoll, so daß er die Statistik der vorhandenen Worte durch eine Statistik über die Häufigkeit ihres Gebrauchs ergänzen konnte. Zum allgemeinen ergibt sich für das erste und zweite Lebensjahr des Kindes ein beträchtliches Ueberwiegen der Hauptwörter und Zeitwörter, während die Eigenschaftswörter stark zurücktreten. Die Kinder beobachten zuerst das Ganze, nicht die Teile. Nach John Dewey hatte ein neunzehn Monate alter Knabe im ganzen 115 Wörter. Von diesen waren 60 Proz. Hauptwörter, 20 Proz. Zeitwörter, aber nur 11 Proz. Eigenschaftswörter; daneben bejaß er vier Umstandswörter und sechs Ausrufungswörter. Die Bindewörter, Verhältniswörter und Fürwörter fehlten gänzlich. Auch die andern Statistiken lieferten ähnliche Ergebnisse. Ueberraschend erscheint es, daß die Zeitwörter nicht in einer relativ größeren Zahl vorkommen, die Vorgänge, Ereignisse und Handlungen die Kinder weit mehr interessieren als ruhende Gegenstände und deren Eigenschaften. Das Rätsel löst sich, wenn man die Häufigkeit des Gebrauchs der einzelnen Wortklassen mit in Betracht zieht. Nach der Gebrauchsstatistik von Gale sind in dem wirklichen Sprechen des Kindes die Zeitwörter über alle andern Wörter ganz außerordentlich überwiegend; eines seiner Kinder sprach an einem Tage 372 Hauptwörter, während es sich 1322 mal mittels der ihm verfügbaren Zeitwörter ausdrückte. Dagegen gebraucht nach einer Statistik der gebildeten Amerikaner 60 Proz. Hauptwörter, also genau so viel wie das Kind, aber nur 11 Proz. Zeitwörter, nur halb so viel wie das Kind, dagegen 22 Proz. Eigenschaftswörter gegenüber 9 Proz. beim Kinde. Im Interesse des Kindes herrschen Vorgänge und Thätigkeiten vor, während der Erwachsene eine weit größere Fülle von Eigenschaften benennt als das Kind. —

Kulturgeschichtliches.

y. Bilder aus dem Familienleben in der guten, alten Zeit. Das goldene Zeitalter unsrer Schwarzen hat bekanntlich in Wirklichkeit erheblich anders ausgesehen, als es sich in den poetischen Phantasien romantisch angehauchter Gemüther ausnimmt. Das gepriesene Mittelalter entspricht, mit nüchternem Auge betrachtet, den vorgefaßten Meinungen der Leute, deren Ideal in der Vergangenheit liegt, nicht im mindesten; ebensowenig, wie auf andren Gebieten, auf dem der Sittlichkeit. Wenn man den Maßstab unsrer Sittlichkeitsapostel von der Centrumspartei an die fromme Glaubenszeit anlegen wollte, so läme sie sehr schlecht weg. Welche weitherrigen Begriffe der christliche Adel deutscher Nation in der Blütezeit des Rittertums hatte, geht zur Genüge aus der allbekanntesten Thatsache hervor, daß der ganze Mimesang sich um Liebesverhältnisse mit verheirateten Frauen dreht. Und tief blicken läßt auch ein Vers, der sich bereits bei Gottfried von Straßburg findet:

„Minne, aller herzen künigin
diu ist umb kouf gemeine.“

Zwei Jahrhunderte später (1438) bemerkt die Reformation Kaiser Sigismunds, das erste revolutionäre Manifest in deutscher Sprache, latonisch: „niemand haltet die ee, als recht wär“. Ein niederdeutscher Dichter stellt die Behauptung auf, unter den erwachsenen Mädchen finde man kaum eine Jungfrau. Aus dem Gebiete der allgemeinen Mensenarten führt zu konkreteren Fällen hinüber eine merkwürdige Sammlung von gerichtlichen Verhandlungen, die gegen Ende des Mittelalters der Nürnberger Rechtsgelehrte Albrecht v. Esh anlegte. Davon beziehen sich neunzehn auf Ehesachen, die zwischen 1450 und 70 in den fränkischen Städten Bamberg, Eichstätt und Nürnberg vor den Richter gebracht wurden. In zwei Fällen handelt es sich um Bigamie, in drei um Ehebruch. Da lagt z. B. die Nürnberger

Chefrau Klara Gruber gegen ihren Mann auf Scheidung; als Belastungszeugen erscheinen die „Stadtnechte“, die gelegentlich einer Visitation der städtischen Vordelle den Chemann Gruber in flagranti ertappt hatten. Die meisten Affairen in Echs Gutachtenammlung drehen sich um Eheverprechen, zu deren Einhaltung der eine Teil den andern auf dem Klagewege zwingen will. Weit aus der interessantesten unter diesen Fällen dreht sich um ein galantes Abenteuer der Nürnberger Patrizierochter Barbara Köffelholz und eröffnet einen erbaulichen Einblick in das Familienleben der regierenden Kreise in der freien Reichsstadt. Im Herbst des Jahres 1465 klagte der junge Nürnberger Patrizier Sigismund Stromer beim Defanatsgericht zu Bamberg gegen die schöne Barbara auf Einhaltung eines ihm gegebenen Eheverprechens. Durch einen zahlreichen Zeugenapparat wurde folgender Thatbestand festgestellt: Stromer hatte sich feurig um Barbaras Liebe beworben und durch kostbare Geschenke seine eigne Liebe zu erweisen gesucht. Seine Neigung war nicht unerwidert geblieben. Vor Gericht mußte Barbara, die sonst von nichts wissen wollte, u. a. zugeben, daß sie zu Stromer gesagt habe: „Liebe mich als ich dich, mit mere beger ich“. Noch ganz andre Liebesbeweise von ihrer Seite wurden aber vor allem durch die Zeugenaussage ihrer Waise Ursula festgestellt, die als Hauptbelastungszeugin auftrat und ganz unbefangenen Sachverhalte, wodurch sie nach heutigen Begriffen sich selber aufs schwerste belastete: wegen Kuppelei. Die gute Waise Ursula gehörte zu der vornehmen Familie der Holzschuber, bei der die verwante Barbara Köffelholz viel verkehrte, und war die Rosenfreundin der Beklagten. Daher wußte sie auch um das zarte Verhältnis zu Sigismund Stromer. Sie wußte auch, daß Barbara ihren Liebhaber aufgefordert hatte, sich größere Freiheiten herauszunehmen. Die Gelegenheit dazu beeilte sich Ursula Holzschuber zu bieten. Sie war nämlich in derlei Sachen für ihren jungfräulichen Stand merkwürdig gerieben. Das kam aber daher, weil sie mit dem Patrizier Paul Imhoff verlobt war und von ihrem Bräutigam nächtliche Visiten im Hause ihrer Eltern annahm. Da sollten denn auch die Barbara Köffelholz und Sigismund Stromer ein nächtliches Stellbüchlein unter vier Augen haben. Das erste derartige Te-te-a-te arrangierte Ursula in der Fastenzeit 1465. Die Liebenden wurden in einer Kammer des Holzschuberschen Hauses allein gelassen. Hört sie vor der Thür vernahmen aus Barbaras Munde dreimal die Worte: „Do sey got vor, daß ich keinen andern neme dann euch.“ Bezeugt von der Tochter des Hauses und von Johannes Werkin aus Dinkelsbühl. Was in aller Welt dieser Mensch rüht in der Nacht unter solch delikaten Umständen im Holzschuberschen Hause zu suchen hatte, mögen die Götter wissen. Es kümmert aber noch besser. In derselben Nacht war Jungfer Ursula in ihrer Kammer mit ihrem Liebsten Paul Imhoff beisammen. Beide bezeugen nun in Uebereinstimmung mit Stromers Behauptungen, daß dieser mitten in der Nacht zu ihnen hereingekommen sei, sich auf ihr Bett gesetzt und gesagt habe: „Die barb hat mir die Ge gelobt.“ Dann erschien auch Jungfer Barbara und nahm an Stromers Seite auf dem Bett ihrer Freundin Platz. Als nun Stromer auf Barbara und sich selber deutend meinte: „Do sigen zwey eelwit,“ hatten sie nichts dagegen einzureden, sondern scherzte, indem sie ihn leicht auf die Schulter schlug: „Ir seht ein rechtz speyer, ir kunt nicht verschweigen und müßt alle Dind swaken.“ Derartige Zusammenkünfte fanden dann noch sechs im Holzschuberschen Hause unter Ursulas Protektion statt. Nachher aber wurde Barbara ihres Getreuen überdrüssig. Im Herbst handelte sie mit dem gerade aus Italien zurückgekehrten Dr. Johannes Pirckheimer an und ehelichte ihn. Wie in Stromers Sache das Urteil gelauret hat, ist nicht bekannt. Daraus aber, daß Barbara noch 1480 Pirckheimers Gattin war, läßt sich schließen, daß nicht Stromers Verlangen gemäß ihre Ehe für nichtig erklärt worden ist. Sie hatte bereits am 21. März 1466 ihrem Gatten ein Töchterchen besahert, die nachmals als Gelehrte so berühmt gewordene Charitas Pirckheimer. Die Vaterfreude wird nicht groß gewesen sein.

Physikalisches.

— Messung hoher Wärmegrade. Lummer und Pringsheim ist es gelungen, durch die ausstrahlende Hitze eines hohlen Kohlecylinders Temperaturmessungen bis zu 2300 Grad Celsius anzustellen und damit den bisherigen Messungsbereich um etwa 1000 Grad Celsius zu erweitern. Bis vor kurzem war eine einwandfreie, genaue Messung hoher Temperaturen nicht über 1100 bis 1200 Grad Celsius möglich, da bei höheren Wärmegraden das zur Messung dienende Gasthermometer infolge Weichwerdens und Formveränderung seines Porzellans- oder Platinbehälters nicht mehr richtig zeigte. Man hat zwar auch früher, und zwar fast ausschließlich mit dem Thermo-Element, höhere Temperaturen als 1200 Grad Celsius gemessen, aber die bei allen genau meßbaren Temperaturen überraschend regelmäßige Beziehung zwischen Temperatur und elektromotorischer Kraft des Thermo-Elementes entbehrt doch der theoretischen Grundlage, die uns die aufgestellten Gesetze mit Sicherheit als richtig erscheinen ließe. Noch weit weniger einwandfrei ist die Methode, die Vertelot zur Messung hoher Temperaturen anwandte. Er bestimmte nämlich die Temperatur des elektrischen Flammenbogens, indem er von den weißglühenden kohlenenden abgeschlagene Stüchchen in ein Wasserkalorimeter hineinfallen ließ und aus der Temperaturerhöhung des Kalorimeters unter einer sehr zweifelhaften Annahme der spezifischen

Wärme der Kohle bei hohen Wärmegraden auf die Temperatur des Flammenbogens schloß. Eine genaue Messung von Temperaturen, die über 1200 Grad liegen, ist erst möglich geworden, nachdem eine Methode angewandt werden konnte, die durch Arbeiten von Volzmann, Kohlrath, Ruben, Stefan, Wien u. a. physikalisch und mathematisch festgelegte Sätze anwendet und auf der Ausstrahlung „absolut schwarzer Körper“ beruht. Ein von Stefan aus Versuchen und von Volzmann mathematisch abgeleitetes Gesetz besagt, daß die Strahlung eines absolut schwarzen, d. h. eines Körpers, der sämtliche Strahlen jeder Wellenlage absorbiert oder verschluckt, proportional der vierten Potenz der absoluten Temperatur des Körpers ist. Wehnlichsche Gesetze sind von Wien abgeleitet worden. Um daher irgend eine beliebig hohe Temperatur zu messen, braucht man nur ein Bolometer oder ein andres Strahlungsinstrument einem schwarzen Körper, der diese Temperatur hat, auszusetzen und die von diesem ausgehende Strahlungsenergie zu messen. Der absolut schwarze Körper besteht dabei einfach aus einer Oeffnung in einem hohlen Cylinder, dessen Wandungen die zu messende Temperatur besitzen. Lummer und Pringsheim benutzten einen hohlen Kohlecylinder und führten genaue Messungen bis zu einer Temperatur von 2300 Grad Celsius aus, bei der ihr Cylinder durch den Sauerstoff der Luft verbrannt wurde. Sie hätten indessen durch Umgeben desselben mit einer Stickstoffatmosphäre jedenfalls noch höher kommen können. — („Technische Rundschau“.)

Technisches.

u. Nebemittel für Photographien. Die kleinen Neben- und Hilfsarbeiten machen dem Amateurchographen häufig fast so viel Beschwerde, wie ihm die eigentlich photographische Thätigkeit Freude bereitet — aber schließlich müssen auch diese Nebenarbeiten ausgeführt werden. Zu ihnen gehört das Aufkleben der Photographien auf Kartonpapier um so mehr, als sehr viele der häufig angewandten Nebemittel nicht die gehörige Bindfähigkeit besitzen. Erfahrene Praktiker empfehlen nun zur Herstellung eines guten Nebemittels für Photographien folgendes Rezept: 40 Teile gutem Körnerkeims lasse man in 100 Teilen Wasser quellen und schmelzen. Hierauf fügt man 40 Teile Stärke, die mit 40 Teilen Wasser verrührt wurden, hinzu. Diese Flüssigkeit wird nunmehr, am besten auf einem Wasserbade, um sie vor zu jäher Erhitzung zu bewahren, so lange erwärmt, bis das ganze Gemisch völlig durchklistert ist; dann werden noch fünf bis zehn Teile Terpentinöl dazu gefügt. Dies Nebemittel muß lauwarm verwendet werden, d. h. es braucht nicht etwa jedesmal, wenn man es braucht, neu hergestellt zu werden, sondern man kann es aufheben und jedesmal vor der Verwendung erwärmen. —

Notizen.

e. Ein neuer Roman von J. K. Gutschmans, „L'Oblat“, ist soeben in Paris erschienen. Dieser Band, der eine Fortsetzung von „En Route“ und „La Cathédrale“ ist, enthält eine genaue Studie aus dem Leben der Penitentin. — Autor und Kritiker. Dem Kritiker der „Times“, Mr. Wallley, wurde am Dienstag der Eintritt in das Garrick-Theater auf Veranlassung des Autors der Premiere H. A. Jones verwehrt. Jones verlangte, die „Times“ solle einen andern Kritiker senden, da Wallley ihn ungerecht behandle. — Am Mittwoch gab Richard Strauß mit dem Tonkünstler-Orchester im großen Musikvereinsaal zu Wien ein Konzert. Der Beifall war ungeheuer. Auf dem Programm standen: Richard Strauß „Aus Italien“, Liszt „Tasso“, Tschaitowsky „Der Wojwode“, Richard Strauß „Tod und Verkündigung“. — Eine neue Operette von Charles Lecocq, „Netta“, gelangt in dieser Woche im Théâtre des Galeries in Brüssel zur ersten Aufführung. In Paris will Lecocq seine Operetten nicht mehr aufführen lassen, da man dort „keine Ahnung mehr habe, wie ein solches Werk in Scene zu sehen sei“. — Zur Erforschung Mittel- und Ostasiens in geschichtlicher, sprachlicher, urgeschichtlicher und völkertundlicher Hinsicht ist beim russischen Ministerium des Inneren ein Ausschuss errichtet worden, der Gelehrten ohne Unterschied der Staatsangehörigkeit die Teilnahme an seinen Arbeiten gewährt. — oo. Schneedecke und Temperatur. Das eine Schneedecke die junge Saat vor dem Erfrieren schützt, ist eine Erfahrungsthat-sache, die jeder Landmann kennt; der lockere Schnee ist bekanntlich ein schlechter Wärmeleiter, da er stark mit Luft durchmischt ist, er verhindert das Eindringen der Kälte in den Erdboden. Ueber die Stärke dieses Schutzes hat Bühner in Baseland genauere Untersuchungen gemacht und hat herausgefunden, daß eine Schneedecke von 1 Centimeter Tiefe einigen Schutz gewährt, da es unter ihr 2-2½ Grad wärmer ist, als an der Oberfläche. Ein wirksamer Schutz, d. h. eine Erhöhung der Temperatur um fast 4 Grad tritt aber erst ein, wenn der Schnee mindestens 5 Centimeter hoch liegt. Das Maximum der Temperatursteigerung wird erreicht, wenn die Schneehöhe 25 Centimeter hoch ist; es ist für die Temperatur der Erdoberfläche völlig bedeutungslos, ob die Tiefe der Schneedecke über dieses Maß hinausgeht oder nicht. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 8. März.